



Galsan Tschinag

Kennst du das Land

Leipziger Lehrjahre ★★

**Unionsverlag 2018 · 320 Seiten · 22,00
978-3-293-00531-0**

Galsan Tschinag wurde 1943 in einem tuwinischen Stamm in der westlichen Mongolei geboren und studierte in den 60er Jahren gemeinsam mit Kommilitonen aus vielen anderen sozialistischen Ländern jener Zeit Germanistik in Leipzig in der DDR.

Er lebt einen Teil des Jahres mit seiner Familie in Ulan Bator, verbringt ebenso Zeit mit seinem Stamm in der westmongolischen Steppe und reist durch das deutschsprachige Ausland. Auch die meisten seiner Romane, Erzählungen und Gedichte schreibt er auf Deutsch. Er gründete eine Stiftung, die sich neben zahlreichen wohltätigen Zwecken zum Beispiel auch mit der Wiederaufforstung der Mongolei beschäftigt, und erhielt mehrere Auszeichnungen für seine schriftstellerischen Werke.

Kennst du das Land ist ein autobiografisches Werk des Autors über seine Studienzeit in Leipzig. Zusammen mit einigen anderen Studenten, die bereits in der Mongolei Deutschkenntnisse erworben hatten, erhielt er die Erlaubnis, seine Ausbildung in Leipzig fortzusetzen. Er erzählt von seiner Abstammung, die ihn als Steppenbewohner und Nomaden in den Augen der mongolischen Kommilitonen als ungehobelt abwertet und die im Konflikt steht mit der Kultur der Großstadt, die ihn in Leipzig erwartet. Dort findet er aber auch Freunde und lernt, seine Heimat mit seinen und fremden Vorstellungen von ihr zu vereinbaren.

Diese Rezension fiel mir schwer, da sie über ein autobiografisches Werk ist. Wie kann man das Leben einer anderen Person objektiv bewerten? Dennoch kann ich nicht anders als zugeben, dass ich nach etwa 150 Seiten das Buch abbrechen musste, und zwar obwohl ich mich darauf gefreut hatte, es zu lesen. Der Klappentext lässt den Leser erwarten, dass es um den Kontrast zwischen einer nomadischen und einer sesshaften Gesellschaft gehen wird, darum, Deutschland aus einer ganz fremden Sicht zu sehen. Es geht aber so gut wie ausschließlich um das persönliche Wachstum eines jungen Mannes, ganz so, als wäre es eine Erzählung



nicht nur über ihn, sondern auch ausschließlich für ihn. Regelmäßig habe ich mich gefragt, für wen dieses Buch ist. Sicherlich nicht für den Leser.

Der Autor liebt die deutsche Sprache, vielleicht achtet er sogar mehr auf sie als darauf, was er mit ihr sagen will. Ich spreche mehrere Sprachen und wenn ich die Möglichkeit habe, dem Deutschen auszuweichen, tue ich es auch. Man sollte erwarten, dass ein Buch, geschrieben mit so viel Hingabe für eine Sprache, etwas von seinem Enthusiasmus an den Leser abgeben und ihn davon überzeugen muss, dass auch das Deutsche in den richtigen Händen schön ist und sich nicht hinter weiter verbreiteten Sprachen verstecken muss. Aber das passiert hier nicht. Die Ausdrucksweise ist klobig, gekünstelt, gestelzt, so übertrieben poetisch, dass es unangemessen scheint, als würde sie das lächerlich machen wollen, was erzählt wird. Alle in dem Buch reden gleich, sei es der Ich-Erzähler, seien es seine Akademikerbekannten, sei es das einfache Mädchen ohne Abitur. Der Autor hat die Angewohnheit, in Andeutungen zu verschleiern, was er eigentlich sagen will. Goethe figuriert häufig im Text als Absolvent der gleichen Uni und Vorbild und Inspiration für den Autor, wird aber zum Beispiel nur „der Patrizierjunge aus Frankfurt am Main“ tituliert. Oder diese Stelle auf Seite 84: „Würde eine Zeit kommen, wo er nach der Aussage Einsteins von vorne anfangen muss...“ Einstein muss in diesem Satz nicht für das Verständnis auftauchen, aber er tut es dennoch, warum, weiß ich nicht. Akademisches Namedropping, um Leser auszusortieren, vielleicht.

Das alles könnte ich verzeihen, wenn der Erzähler sympathisch wäre. So kommt er aber leider nicht rüber. Der Studentenaustausch hat in diesem Fall nicht zu interkultureller Toleranz geführt. Der Erzähler ist mit einem akademischen Ehepaar mit Kindern befreundet. Sie gehen zusammen auf einen mehrtägigen Ausflug, während dem der Erzähler lange darüber nachdenkt, dass die erwachsene Frau von 30 Jahren mit zwei Kindern in Wahrheit ja wie ein Kind für ihn sei, denn in der Steppe wird der Mensch reifer. Das kann gut sein, aber eine Frau ist kein Kind. Ich verstehe, dass, nachdem man Deutsch durch die Klassiker lernt, man die Misogynie mitlernt und Frauen als „Kinder“ und „liebe Wesen“ bezeichnet, aber ich komme nicht um den Verdacht herum, dass da gewisse Vorurteile über Frauen aus der eigenen Kultur mitschwingen. Genauso, als sie von diesem Ausflug zurückkehren und das Ehepaar die Kinder begrüßt, die natürlich ihre Eltern vermisst haben, kommt der Erzähler nicht drumherum, recht bevormundend zu behaupten, dass deren Gefühle nichts im Vergleich mit dem Heimweh der mongolischen Kinder seien, die für ein paar Monate aus der Steppe ins Internat müssen. Ist ja nicht so, dass so etwas auch in Deutschland vorkommt. Aber wie kann es anders sein, wenn unsere „europiden Gehirne“ (nicht mein Ausdruck) selbst mit 30 Jahren wie die von Kindern funktionieren. Der Autor irritiert mich zusätzlich damit, dass er häufig mit einem Schmunzeln auf sein junges Ich zurückblickt und damit vorgibt, sich von seinen früheren Anschauungen und Meinungen zu distanzieren – und das manchmal dann gar nicht



tut. Daher weiß ich nicht, ob es jetzt wirklich in den Augen des Autors „abendländisch“ ist, Stalinismus schlecht zu finden.

Für mich vereint dieses Buch die Fehler der heutigen Akademiker und der „seriösen“ Literaten – es ist unzugänglich für die Allgemeinheit der Leser und imitiert das Leben auf einer so hohen künstlerischen Ebene, dass vom Leben nichts mehr übrig ist, nur Konstruktion. Der Autor bringt eine Prise Selbstironie und Humor mit, mit denen er die Taten und Gedanken seines jüngeren, naiveren Ichs kommentiert, auch sieht er seine damaligen Freunde aus der Akademikerschicht kritisch von der Seite. Aber die Kritik schlägt irgendwo unterwegs fehl, denn für diese gleiche Schicht ist das Buch geschrieben. Niemandem sonst kann ich es ruhigen Gewissens empfehlen. Ich will nicht sagen, dass niemand mehr so schreiben darf, wie es gefällt, und dass niemand mehr für sich schreiben darf, nicht für den Leser, aber wenn man es so stark merkt wie hier, ist es nur noch störend. Wer eine starke Meinung dazu hat, was alles für Schreiber heutzutage als „Literatur“ verkauft werden, wird an *Kennst du das Land* wahrscheinlich Freude haben. Ich habe eine sehr demokratische Vorstellung von der Definition von Literatur und hatte diese Freude nicht.